

Ohne „Kaddisch“ und „christliches Gedenken“?

Heinrich Heine und die „Reformazion“

Der Vorgang selbst hat eine lange Geschichte: Auch in seinem 150. Todesjahr (+17.2.1856) wird Heinrich Heine „symbolisch zugerichtet“ und vereinnahmt. Auch wenn Heine heute „mit weniger Tamtam als Goethe und Schiller zelebriert wird“ (Klaus Briegleb): Nicht wenige Jubiläums-Beiträge sagen offenbar mehr über ihre Verfasser/Innen als über den Dichter aus. „Religion“ ist in ihnen allerdings kaum noch ein (positives) Thema: „Wir können sicher sein, daß nur wenige fromme Juden, die ihren Dichter von Herzen lieben, am 17. Februar den Kaddisch sagen werden. Sie werden es ganz in der Stille tun. Ebenso gewiß ist, daß es ein ‚christliches‘ Gedenken an Heinrich Heine, den getauften Juden, nicht geben wird. In anderen Klassiker-Gedenkjahren (Goethe 1999, Schiller 2005) war das anders. Den Nationalhelden der Dichtung wird die Gedenkszene zwar nicht im kirchlichen Raume errichtet. Aber die moderne christliche Gesellschaft verfügt über säkularisierte Orte für ihre Rituale, wenn es darum geht, dem Wort ihrer Dichtergrößen einen ‚christlichen‘ Sinn abzunötigen“ – so Klaus Briegleb (Die Welt am Sonntag Nr.7, 12.2.2006, S. 64). Und hat nicht Heine selbst, jüdischen Brauch diskret parodierend, die ihm gebührende „Gedächtnisfeier“ selber gedichtet? Da heißt es: „Keine Messe wird man singen, / Keinen Kadosch wird man sagen, / Nichts gesagt und nichts gesungen / Wird an meinen Sterbetagen“.

Dennoch wäre es falsch, Heine hier voreilig zuzustimmen! Zumindest ist seine Äußerung über die „Marseiller Hymne der Reformazion“ in seiner Schrift „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ von 1834 (Hist.-krit. GA, ed. M. Windfuhr, Bd. 8/1, Hamburg 1979) bemerkenswert, auch wenn „Marseillaise der Reformazion“ heute meistens abwertend verstanden wird. Gemeint ist damit Martin Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott“! Die einschlägige Stelle lautet bei Heine (ebd. S. 41f.): „Ein Schlachtlied war jener trotzige Gesang, womit Luther und seine Begleiter in Worms einzogen. Der alte Dom zitterte bey diesen neuen Klängen, und die Raben erschrecken in ihren obskuren Thurmnestern. Jenes Lied, die Marseiller Hymne der Reformazion, hat bis auf unsere Tage seine begeisternde Kraft bewahrt (und vielleicht zu ähnlichen Kämpfen gebrauchen wir nächstens die alten, geharnischten Worte“. Es folgen die vier Strophen von „Ein feste Burg“.

Unmittelbar vor diesem Zitat spricht Heine von Luthers Bedeutung für die deutsche Sprache: „Luthers Originalschriften haben ebenfalls dazu beygetragen die deutsche Sprache zu fixieren. Durch ihre polemische Leidenschaftlichkeit drangen sie tief in das Herz der Zeit. Ihr Ton ist nicht immer sauber. Aber man macht auch keine religiöse Revoluzion mit Orangenblüthe“. Für Heine gleichen die Ausdrücke und Bilder in Luthers Streitschriften „jenen riesenhaften Steinfiguren, wie wir sie in indischen oder ägyptischen Tempelgrotten finden, und deren grelles Colorit und abentheuerliche Häßlichkeit uns zugleich abstößt und anzieht. Durch diesen barocken Felsenstyl erscheint uns der kühne Mönch manchmal wie ein religiöser Danton, ein Prediger des Berges, der, von der Höhe desselben, die bunten Wortblöcke hinabschmettert auf die Häupter seiner Gegner. Merkwürdiger und bedeutender als diese prosaischen Schriften sind Luthers Gedichte, die Lieder, die, in Kampf und Noth, aus seinem Gemüthe entsprossen. Sie gleichen manchmal einer Blume, die auf einem Felsen wächst, manchmal einem Mondstrahl, der über ein bewegtes Meer hinzittert. Luther liebte die Musik, er hat sogar einen Traktat über diese Kunst geschrieben, und seine Lieder sind daher außerordentlich melodisch. Auch in dieser Hinsicht gebührt ihm der Name: Schwan von Eisleben. Aber er war nichts weniger als ein milder Schwan in manchen Gesängen, wo er den Muth der Seinigen anfeuert und sich selber zur wildesten Kampflust begeistert“ (ebd. S. 40f.).

Der geschichtsphilosophische bzw. geschichtstheologische Kontext des Heine-Zitats ergibt sich z. B. aus folgender Lutherinterpretation: „Indem Luther den Satz aussprach, daß man seine Lehre nur durch die Bibel selber, oder durch vernünftige Gründe, widerlegen müsse, war der menschlichen Vernunft das Recht eingeräumt die Bibel zu erklären und sie, die Vernunft, war als oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen anerkannt. Dadurch entstand in Deutschland die sogenannte Geistesfreyheit, oder, wie man sie ebenfalls nennt, die Denkfreyheit. Das Denken ward ein Recht und die Befugnisse der Vernunft wurden legitim“ (ebd. S. 36).

Hier wird deutlich: „Geistesfreyheit“ ist das interesseleitende Stichwort für Heines Lutherinterpretation. Unmittelbar im Anschluß an den Abdruck der vier Strophen von „Ein feste Burg“ schreibt er: „Ich habe gezeigt, wie wir unserem theuren Doktor Martin Luther die Geistesfreyheit verdanken, welche die neuere Literatur zu ihrer Entfaltung bedurfte. Ich habe gezeigt, wie er uns auch das Wort schuf, die Sprache, worin diese neue Literatur sich aussprechen konnte. Ich habe jetzt nur noch hinzu zu fügen, daß er auch selber diese Literatur eröffnet, daß diese, und ganz eigentlich die schöne Literatur, mit Luther beginnt, daß seine geistlichen Lieder sich als die ersten wichtigen Entscheidungen derselben ausweisen und schon den bestimmten Charakter derselben kund geben. Wer über die neuere deutsche Literatur reden will, muß daher mit Luther beginnen, und nicht etwa mit einem nürnbergischen Spießbürger, Namens Hans Sachs, wie aus unredlichem Mißwollen von einigen romantischen Literatoren geschehen ist. Hans Sachs, dieser Troubadour der ehrbaren Schusterzunft, dessen Meistergesang nur eine läppische Parodie der früheren Minnelieder und dessen Dramen nur eine tölpelhafte Travestie der alten Mysterien, dieser pedantische Hanswurst, der die freye Naivität des Mittelalters ängstlich nachäfft, ist vielleicht der letzte Poet der älteren Zeit, keineswegs aber als der erste Poet neuere Zeit zu betrachten. Es wird dazu keines weiteren Beweises bedürfen, als daß ich den Gegensatz unserer neueren Literatur zur älteren, mit bestimmten Worten erörtere“ (ebd. S. 42f.).

Heine sieht also Luthers eigentliche Leistung in seinem Einsatz für die Geistes- und Denkfreyheit. Um sie in vollem Umfang sichtbar zu machen, stellt er sie auch in den Kontext mittelalterlicher und neuzeitlicher Religionskultur hinein: „Freylich, schon seit einigen Jahrhunderten hatte man ziemlich frey denken und reden können, und die Scholastiker haben über Dinge disputirt, wovon wir kaum begreifen wie man sie im Mittelalter auch nur aussprechen durfte. Aber dieses geschah vermittelst der Distinkzion, welche man zwischen theologischer und philosophischer Wahrheit machte, eine Distinkzion, wodurch man sich gegen Ketzerey ausdrücklich verwahrte; und das geschah auch nur innerhalb den Hörsälen der Universitäten, und in einem gothisch abstrusen Latein, wovon doch das Volk nichts verstehen konnte, so daß wenig Schaden für die Kirche dabey zu befürchten war. Dennoch hatte die Kirche solches Verfahren nie eigentlich erlaubt, und dann und wann hat sie auch wirklich einen armen Scholastiker verbrannt. Jetzt aber, seit Luther, machte man gar keine Distinkzion mehr zwischen theologischer und philosophischer Wahrheit, und man disputirte auf öffentlichem Markt, und in der deutschen Landessprache und ohne Scheu und Furcht. Die Fürsten, welche die Reformazion annahmen, haben diese Denkfreyheit legitimiert, und eine wichtige, weltgewichtige Blüthe derselben ist die deutsche Philosophie“ (ebd. S. 36).

In den folgenden Kapiteln verknüpft Heine Martin Luther auch mit Tauler, Christian Wolff und Lessing, der das fortsetzt, was Luther begonnen hat. Neben Luther benutzt Heine auch Friedrich II. von Preußen, den er ausdrücklich in einen protestantischen Kontext hineinstellt, als Metapher: „Der Marquis von Brandenburg hatte begriffen, daß er, der nur durch das protestantische Prinzip ein legitimer König von Preußen seyn konnte, auch die protestantische Denkfreyheit aufrecht erhalten mußte. Seitdem freylich, haben die Dinge sich verändert, und der natürliche Schirmvogt unserer protestantischen Denkfreyheit hat sich, zur Unterdrückung derselben, mit der ultramontanen Parthey verständigt, und er benutzt dazu eine Waffe, die das Papstthum zuerst gegen uns ersonnen und angewendet: die Censur“ (ebd. S. 37).

Heine sah in Luthers Reformation also einen Meilenstein in der Geschichte einer als „Geistes- und Denkfreyheit“ verstandenen „Befreiungsgeschichte“. Luther war hier für ihn ein Werkzeug, was Luthers eigener Auffassung ja durchaus entsprach, wenn auch in einem anderen Zusammenhang. „Heines Verständnis für Luthers Theologie ist nach heutiger Auffassung sicher sehr begrenzt gewesen. Ein Blick in die Lutherdeutung der Heinezeit zeigt (jedoch), daß er damit nicht allein gestanden hat“ – so Ferdinand Schlingensiefen (Heinrich Heine als Theologe. München 1981, S. 157). So hat die Wiederentdeckung der paulinischen Rechtfertigungslehre für Heine im Grunde wenig bedeutet. Daß Heines Lutherbild dennoch interessanter ist als das vieler seiner Zeitgenossen, ist wohl darauf zurückzuführen, daß er sich zumindest zeitweilig mit Luther identifizierte. So schrieb er nach dem Verbot des „Jungen Deutschland“ am 28.1.1836 an die Bundesversammlung – nicht ohne Anspielungen auf den Reichstag zu Worms 1521: „Doktor Martin Luther, glorreichen Andenkens, durfte versehen mit freiem Geleite vor dem Reichstage erscheinen und sich frei und öffentlich gegen alle Anklagen verteidigen. Fern ist von mir die

Anmaßung, mich dem hochteuren Mann zu vergleichen, der uns die Denkfreiheit in religiösen Dingen erkämpft hat; aber der Schüler beruft sich gern auf das Beispiel des Meisters. Wenn Sie, meine Herren, mir nicht freies Geleit bewilligen wollen, mich vor Ihnen in Person zu verteidigen, so bewilligen Sie mir wenigstens freies Wort in der deutschen Druckwelt und nehmen sie das Interdikt zurück, welches sie gegen alles, was ich schreibe, verhängt haben“ (zit. nach Schlingensiefen, ebd. S. 159).

Nach Claude Lévi-Strauß betätigte sich Heinrich Heine hier als „wilder Exeget“! Er hat Bibel, Dogmatik, Kirchengeschichte und Kirchenlied seinen Zwecken dienstbar gemacht, sie in praktischer Absicht verwendet, ohne sich darum zu kümmern, inwieweit dies mit der Geschichte bzw. der Ursprungssituation übereinstimmt. Eine „wilde Exegese“ gibt sich bekanntlich ihre Regeln selbst, und zwar in pragmatischer Absicht. Der mit Immanuel Kant vertraute Leser wird hier an §59 der Kritik der Urteilskraft erinnert, wo das Verfahren der „Übertragung der Reflexion“ unter dem Titel des „Symbols“ beschrieben wird. Kant geht hier von seiner grundlegenden Einsicht aus, daß die Realität der Begriffe nur durch Anschauungen ausgewiesen werden kann. Dies geschieht bei empirischen Begriffen durch Beispiele, bei den reinen Verstandesbegriffen durch Schemata, bei den Vernunftbegriffen („Ideen“), denen keine adäquate Anschauung beschafft werden kann, durch Unterlegung einer Vorstellung, die mit dem Gemeinten nur die „Form der Reflexion“ gemeinsam hat, nicht aber Inhaltliches. Letzteres ist im Blick auf Heines Lutheräußerungen wichtig. Es geht hier, in Kants Sprache, um ein Modell in praktischer Absicht, um „ein Prinzip nicht der theoretischen Bestimmung des Gegenstandes..., was er an sich, sondern der praktischen, was die Idee von ihm für uns und den zweckmäßigen Gebrauch derselben werden soll“. Hans Blumenberg (Paradigmen zu einer Metaphorologie. Bonn 1960) spricht hier von „absoluten Metaphern“. Im Blick auf Heinrich Heines Lutherinterpretation formuliert: Sein Rückgriff auf Luther entspricht in erster Linie praktischen Interessen und nicht „reiner Historie“. Luther wird zur Metapher. Diese Metaphorisierung, diese Inanspruchnahme für praktische Interessen trägt allerdings wesentlich dazu bei, daß Luther bisher nicht als Exponat im Museum der Religionsgeschichte gelandet ist! Übrigens ergeht es Heine selbst durch seine eigene Metaphorisierung ähnlich: Klaus Bringleb bemüht Heine für den „Karikaturenstreit“ mit den Islamisten, und manchen „Linken“ schlägt bei Heines im Gefolge des 19. Jahrhunderts linkskonnotierten Scherz, Satire und Ironie das Herz höher, auch wenn es bei ihm so hinreißende Sottisen gibt gegen alles, was „Linken“ lieb und wert ist.

Karl Dienst